Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 16 (1973)

Heft: 2

Artikel: Die Schreibenden und ihre Leser

Autor: Urzidil, Johannes

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-388194

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gewissenhaft die Kilchberger Volksbibliothek und lud aus der Nähe und aus der Ferne zahlreiche Autoren zu Vorlesungen und zum Gespräch ein.

Nunmehr finden wir beide, Leseverein und Verlag, in enger Arbeitsgemeinschaft im dritten «Kilchberger Druck» vereint, einem gepflegten, vom Art. Institut Orell Füssli in Zürich in Giovanni Mardersteigs Dante-Antiqua gedruckten Bändchen. Nachwort von Peter Marxer; für eine gediegene Buch- und Textform bürgt Max Caflisch. Der Leseverein Kilchberg gab die 92 Seiten starke Publikation 1972 zur Feier seines hundertjährigen Bestehens heraus. Unter dem Titel «Autoren von heute zur Literatur von gestern» sind Texte versammelt, mit denen neun Autoren die Bitte der Herausgeber erfüllten, sich über ihr Verhältnis zur literarischen Tradition zu äußern (Albrecht Goes, Franz Hohler, Hanns Dieter Hüsch, Hugo Loetscher, Golo Mann, Herbert Meier, Adolf Muschg, Traugott Vogel und Martin Walser). Weitere vier Autoren steuerten früher publizierte Texte bei (C. J. Burckhardt, Otto F. Walter, Werner Weber und Carl Zuckmayer), und aus dem Nachlaß von Johannes Urzidil erscheint zum erstenmal der Aufsatz «Die Schreibenden und ihre Leser». (Wir haben die Freude, ihn hier als Kostprobe unsern Lesern darzubieten.)

Bei so vielen eigenwilligen Köpfen darf man nicht erwarten, daß sich alle genau an das allgemeine Thema «Autor von heute und Literatur von gestern» halten. Da es aber auch gute Köpfe sind, verbringt man in ihrer Gesellschaft eine anregende Zeit, auch dort, wo das Motiv nur camoufliert erscheint. Als weitere Kilchberger Drucke sind vorgesehen: von Hans Schumacher: «*Der Grüne Heinrich* von Gottfried Keller. Einführung und Deutung» sowie von Alfred Zäch: «*C. F. Meyers Jahre in Kilchberg*. Mit Illustrationen aus der Zeit.» Möge das idealistische Unternehmen jenen warmen Zuspruch finden, der dem Verleger den Mut zu weiteren Taten gibt.

Johannes Urzidil

DIE SCHREIBENDEN UND IHRE LESER

Kinder lesen, was sie erfreut, junge Menschen, was sie begeistert, Erwachsene, was ihnen frommt, Hochbejahrte das, was sie eben noch mitbetrifft. Dies scheinen mir vier Grundarten des Lesens, die einander allerdings in Wirklichkeit fast immer überschneiden. Denn was einen erfreut, liest man wohl auch später noch gerne, was einen begeistert hat, daran prüft man sich von Zeit zu Zeit immer wieder, und was einen angeht, liest man meistens auch schon, bevor man ins Abrahamsalter eingetreten ist. Die gleichzeitigen Antriebe zum Lesen sind, ganz abgesehen von Berufsinteressen und Lebenssphären, sehr vielfältig und sehr verschieden. Jeder Schriftsteller, der sich an Leser wendet, sollte immer auch diese Vielfalt des «Cui bono?» bedenken. Schaffen und schreiben kann man gewiß auch für sich selbst ganz allein, aber veröffentlichen kann man doch nur für andere Menschen. Ein Autor, der dies nicht erwägt, darf nicht enttäuscht sein, wenn er mit seinem Werk kein Publikum erreichte. Vielleicht war sein Buch nicht danach angetan, jemanden zu erfreuen oder auch gründlich zu erschrecken, vielleicht begeisterte es niemanden, betraf niemanden als eben den Verfasser, deutete niemandem das Dasein, wurde mit niemandem befreundet, ließ niemanden seinen Kummer vergessen (und jeder, absolut jeder hat doch irgendeinen), versetzte niemanden in Bestürzung über sich selbst (und jeder, absolut jeder bedarf dieser Bestürzung, um weiterzuleben). Es sei – obschon widerwillig – zugegeben, daß ein Buch auch in Ermangelung aller dieser Dynamik noch immer nicht schlecht sein muß, nur eben sehr privat. Oder vielleicht war es nicht in der richtigen Tonlage abgefaßt. Die Tonlage kann dem Sinn einer Aussage ebensoviel Kraft verleihen wie allenfalls benehmen. Es kommt dar-

auf an, welche spezifische Tonlage ein Autor dem literarischen Stil seines Zeitalters erteilt, wie tief nach innen und wie weit in die Welt seine Metaphorik reicht. Homer, die griechischen Tragiker, Shakespeare, Cervantes haben eine ewige Metaphorik und eine Tonlage, die jeder vernimmt.

Ich stelle mich nicht über meine Leser, denn ich bilde mir nicht ein, ich könnte sie zu etwas zwingen, was sie nicht freiwillig zu tun oder zu denken bereit sind. Freilich: ich richte mich nicht nach ihnen; ich glaube, daß sie solches gar nicht erwarten, ja daß sie dies langweilen würde. Leser wollen ja irgend etwas gemeinsam mit dem Dichter erleben, sie wollen, daß er sie führe, durch Höllen, durch Paradiese, meinetwegen durch Purgatorien, aber nicht indem er ihnen immerzu einzubleuen sucht: «Seht her, wie ich verstehe, was ihr nicht versteht», anstatt ihnen behutsam anzudeuten: «Seht her, was für Chancen ihr habt! Hallo, hier ist das Dasein!» So spricht er ihre Sprache, und er braucht ihnen gar nicht erst aufzudrängen, daß alles in dieser Sprache sich zugleich in Simplicissimis und Abstractissimis vollzieht und daß die äußern Schauflächen jedes Wortes und Satzes Geheimnisse verhehlen. Vielleicht glückt es dem Leser, zum Nackten zu gelangen und sich ihm zu vermählen. Vielleicht auch nicht. Aber dann müßte er dem Buch etwas für sich abgewinnen können. Jedermann hat seine eigene Art von Glück im Lesen.

Ein vollkommenes Buch ist eines, darin man von überall aus alles sieht, was das Buch ausmacht, wenn man nur irgend Augen hat zu sehen. Aber auch wer bloß dem Besonderen anhängt und nur auf die Einzelheit ausgeht, sollte nicht enttäuscht werden. Dem Leser, wenn er gleichsam seinen Vertrag mit dem Schriftsteller abgeschlossen und sich zum Lesen bereitet hat, ziemen allerdings gewisse Pflichten und vorerst die, den Verfasser nicht dafür verantwortlich zu halten, daß er, der Leser, nicht zu lesen versteht, kein Glück beim Lesen hat.

Es will mir scheinen, daß ein Schriftsteller das Vertrauen des Lesers dann gewinnt, wenn dieser fühlt, daß er keinen bloß erfundenen, ersonnenen, erkonstruierten und erspintisierten Phänomenen ausgesetzt ist, sondern daß er die gedichtete Wahrheit kennenlernt. Irgendwie geformt ist diese Wahrheit wohl auch schon im nüchternsten Tatsachenbericht. Aber der dichterischen Vision der Wahrheit gebührt mit Recht mehr Vertrauen als den noch so gut belegten Stipulationen eines Historikers. Denn in der historischen Konservierung zeigt sich die Wahrheit bestenfalls gut einbalsamiert, in der dichterischen Vision lebt sie weiter und atmet. Die wahre Weltgeschichte wird von den Dichtern geschrieben. Was gilt uns der historische Don Carlos, Egmont, Caesar, die historische Johanna von Orléans oder Odysseus, wenn sich erweisen ließe, daß seine Wirklichkeit ganz anders war als die homerische? Diese allein würde weiter gelten. Weder dem völlig Erfundenen noch dem völlig Erweislichen neigt sich der Leser. Beide stehen ihm unter Verdacht. Daß aber die Wirklichkeit zum Mythus werden kann, der die eigentliche Wahrheit verkündet, das erhofft er sich, das tröstet ihn, das kann ihn allenfalls mit den Gegebenheiten versöhnen.

Es ist richtig, daß das Publikum auch in der Literatur zeitweilig ebenso irregeleitet wird wie auf allen anderen Lebensgebieten. Dennoch ist das Publikum auf die Dauer der wahre Schutz und verläßliche Anwalt des Echten und Guten. Wer weiß noch etwas von den vor zwanzig oder zehn oder noch vor fünf Jahren hinaufgelobten, in triumphierenden Umlauf gebrachten, sogar mit höchsten Preisen geehrten Büchern, außer von den wenigen, die das Publikum, der wahre Freund, durch seine Treue schützte, sie am Leben erhielt und ihnen zur Unsterblichkeit eine noch viel höhere Gnade zuerkannte, nämlich die, nicht zu altern. Keine Kritik kann sie je ins Grab senken, und selbst wenn dies gelänge, so eignet ihnen die Kraft der Auferstehung, und sie finden ihren Jüngsten Tag, an dem ein junges Publikum sie wieder emporruft.